

Mueti, ist es weil...?

Autor(en): **G.E.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **21 (1931)**

Heft 50

PDF erstellt am: **24.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-646896>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Du schlauer Schwächling, dachte ich. Wart, dich will ich foppen. Und ich meinte scheinheilig: „Was denkt ihr auch, Herr Sommer! Wir möchten euch doch nicht davor sein, von der schönen Aussicht.“

So ein Fretsdachs, hat mich sicher schon durchschaut! Das dachte sich der Meister, o, ich sah's ihm an. Fatal, daß ich den letzten teuern Ausweg doch betreten muß. Mit schönen Worten ist diesen Kerlen offenbar nicht beizukommen, aber mit einer andern, silberglänzenden Verlockung. Darum gab er jetzt recht kleinlaut zur bessern Antwort: „Ich bin selbstverständlich bereit, dem Gesellen, der sich auf dem Brett am Kirchturm in den Winden schaukeln läßt, einen Fünf-fränkler Mehrlohn auf den Tag zu geben.“

„Trotz der schönen Aussicht!“ höhnte ich nochmals. „Ei, wahrhaftig, das ist schon ein Opfer.“

Die andern lachten. Auch das neue Angebot schien sie nicht zu locken, denn ihre Pinselfuhren merkwürdig eifrig über die aufgespannte Leinwand.

Da zögerte der jüngste und ärmste der Gesellen nicht mehr länger, weil er um die Wohlthat des Lohnes, der ihn der endlichen Befreiung nähertrug, wußte.

Drum schlug ich jetzt vergnüglich ein: „So denn kein anderer an den hohen Kirchturm will, schaff' ich es schon. Sinegenen das Lohnversprechen gebt ihr mir vorher schriftlich.“

„Der Jüngste und so ein loses Maul! S'ist recht so. Der Spott wird dir dann schon vergehen auf dem wackeligen Brett am Kirchturm.“ Verdrossen sprach der Meister. Aber die Sache war beschlossen.

Wenige Tage danach stand ich auf dem Glodenstuhl der Erlenbacher Kirche. Man hatte drei Meter tiefer an der Turmuhr ein Brett an Seilen, wie eine Schaufel, vor das Zifferblatt gestellt. Am besten ist, wenn man sich über die Brüstung schwingt und auf das schwebende Brett springt, denn sonst ist die Gefahr, daß das Holz sich von den Seilen löst, so überlegte ich mir. Da lasse ich mich an den Händen erst hinunter, schwebe sekundenlang an der Mauer, ein mutiger Fall und ich stehe auf dem Brett. Sich an den Seilen hinaufzuwinden ist dann schon leichter.

Da stand ich in der Sonne auf dem lustigen Sitz und pinselte und jauchzte in einem an der Mauer. Unten schauten Kirchenräte und Weiber ängstlich auf die Kühnheit. Fuhr ein Windstoß an den Turm, so schwankte das Brett an den freien Seilen. Ich wußte: Malen zu lernen ist nicht allzu schwer, aber im Leben muß man auch turnen können, vor allem an Türmen, denn die Winde haben hier oben besser Zutritt. Nur suchte auf der ebenen Erde wandeln kann jeder Trottel. Nur wo Gefahr ist, ist auch Höhe und ein stolzes Tun, das jeder großen Tat vorangeht. Zwar war ich Anstreicher nur, es ist vielleicht zum lachen, wär' es nicht auf einem Kirchturm. Darum will ich auch die Erlenbacher um ihres Stolzes auf den hohen Rauch, der damals auch um meine Stirne strich, nicht mehr schelten.“

Mueti, ist es weil . . . ?

(Ein Erlebnis.)

Die Heden sind seither schon zu mancher Weihnacht weiß geworden, eingedeckt vom sanften, reinigenden, alle Unrast lösenden Schnee. Jedes Jahr flodt es durch die blauen Abendstunden nieder, wenn der entlaubte Eichenwald im Dunkeln versinkt und Himmel und Erde sich einen. Immer wieder geschieht es, daß der Nebel, der vom Morgen an dünn und undurchsichtig in der Luft lag, nun in der Dämmerung sich verdichtet und viele Gestalten annimmt. Ich weiß es wohl, daß das jedes Jahr geschieht, aber so ist es doch niemals wieder wie damals, als ich ganz klein war.

Wenn es immer stiller wurde auf den Straßen und die Kinder in roten Halstüchern mit leise klappernden Schultafeln kaum noch sichtbar über die Wege huschten, dann

war es am allerschönsten. Ich trug selber auch ein Halstuch, aber noch keine Schultafel.

Und gerade da einmal faßte die Mutter mich bei der Hand und sagte: „Du darfst mit mir kommen.“ Dann waren wir in Nebel und Schnee. Kein Hund bellte; und weil das ebene Gelände nicht mehr zu sehen war, nur einfach zu fühlen, so wurde es noch viel weißer und ganz und gar unermeßlich. Fast konnte man über dieser Stille die mächtige Vorfreude auf den weißen Saal mit den Kerzen und den vielen eisernen Bettchen vergessen, dahin unser Weg doch führte.

Auf einmal erhellte siederndes Licht die verdunkelten Heden. Und bald, in der breiter werdenden Helle, die aus den Fenstern des Hospitals floß, duckten sich die im Busch lagernden Ungestalten, welche meine Phantasie fürchtete. Und da war der Saal ganz nahe mit seinem Zauber, seiner Empfänglichkeit für schüchtern angebotene, heiße Liebesäußerung.

Aber ach, du Ungebuld, im Hause drin mußte man erst noch warten. Schwester Trudel hatte keine Ahnung, daß meine Schmelzbrötchen zu den vielen Kindern wollten, und besonders zu Heini, der mein Freund war, der nie mit uns schlitteln konnte, der beinahe so weiß schien wie Schnee.

Daß ich schließlich hinter den Frauenröckchen doch entwischte und die Schmelzbrötchen schmolzen, das alles ist wohl kaum aufgeschrieben in den dicken Büchern des Spitals. Vielleicht aber steht von dem Baum zu lesen. Wie jedoch der Baum war und wie der Schimmer und Duft und die vielen kleinen und großen Menschen im Saal, das wiederum ist sicherlich nicht gesagt. Da gab es eine himmelhohe Tanne, so hoch wie gewiß in all den Bergen keine einzige Tanne mehr stand. Und die blankroten Äpfel blinkten allenthalben aus dieser grünen Waldnacht hervor. Wenn sie sich langsam drehten, so hüpfte das Kerzenlicht auf ihren Wangen herum. Der weiße Saal war bald ganz durchduftet von Weihnacht, so herrlich, daß ich nur langsam den Atem zog und mich dehnen mußte. Ich bemerkte, wie alle Kinder unter den Baum guckten, nur Heini nicht, dessen Bettlein so weit hinter den andern stand, daß wohl auf all den vorderen Licht schimmerte, nur auf seinem nicht mehr. Unter dem Baum lagen eine Menge Sachen. Ich wollte wissen, was Heini erhielt. Dort eine Schneemütze? Aber das wußte ich doch zu gut, daß nicht „Heini“ darauf stand. Heini konnte nie in den Schnee hinaus. Je länger der Weg durch die Unerforschlichkeit der Bescherung und den gedämpften Jubel der Kinder bis zum Heini hin war, desto größer wurde meine Spannung. Da endlich, ein brauner Bär lag auf Heinis Dede. Mein Freund strich einmal mit der Hand über sein Fell. Dann aber sah er ihn nur noch so an mit seinen merkwürdigen Augen. Ein zweites Mal wollte er nach ihm greifen. Aber die kleine Hand fiel auf die Dede nieder und mochte sich nicht mehr von der Stelle rühren. Da sah ich, daß seine Mutter, die im Dunkeln saß, nach dieser kleinen Hand faßte und daß Tränen in ihren Schoß fielen. „Mueti“, mußte ich fragen, aber vor übergroßer Beklommenheit und Scheu sagte ich es nur in mich hinein, „Mueti, ist es weil . . .?“

Die Kerzchen fingen an zu flackern. Ich kam nicht weiter, und es mußten noch etliche Kerzen aufgehen, bis ich die Frage beendete.

G. E.

Sinnspruch.

Den Dornpfad von der Wiege bis zum Grab

Muß jeder gehn, ob mit, ob ohne Stab:

Die einen unterscheiden sich von andern

Nur durch die Art, wie sie durchs Leben wandern.

B o d e n s t e d t.